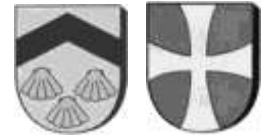




KAMMBERG SCHRIFTEN



Heimatverein
Pillersee



Nr. 17

Vereinsblatt des Heimatvereins Pillersee

Frühjahr 2011



Das Original des „Großen Kirchenblattes“ wurde dem Heimatverein von Frau Marianne Edenhauser übergeben. Es ist einer der seltenen Fälle, wo es unsere Gegend auf die Titelseite einer österreichweiten Zeitung „geschafft“ hat. Zum Zeitpunkt des Erscheinens war Kaspar Hain (siehe umseitig) gerade erst eine Woche der neue Pfarrer in Fieberbrunn.

Kaspar Hain mutiger Priester in schwieriger Zeit

Erich Rettenwander

Vom 4. Oktober 1934 bis 29. Jänner 1946 wirkte Herr Kaspar Hain als Pfarrer in Fieberbrunn. Damit war ihm die Gemeinde in einer politisch-weltanschaulich extrem schwierigen Zeit anvertraut.



**Kaspar Hain mit Vater Georg und Bruder Stefan
(aus: Rettenwander: Der Krieg als Seelsorge)**

Rufen wir uns die zeitgeschichtlich wichtigsten Fakten kurz in Erinnerung. Der Februaraufstand 1934 der Sozialdemokraten bzw. ihres Republikanischen Schutzbundes wurde von Bundesheer und Heimwehr blutig niedergeschlagen, die Partei anschließend verboten. Schon 1933 war das Parlament ausgeschaltet und durch eine ständestaatliche Verfassung unter den Bundeskanzlern Dollfuß und später Schuschnigg abgelöst worden. Gleichzeitig arbeitete die zeitweise illegale Nationalsozialistische Arbeiterpartei (NSDAP) im Untergrund und offen auf einen Anschluss Österreichs an Hitlerdeutschland hin. Im Juli 1934 versuchte diese Gruppe durch einen Putsch an die Staatsmacht zu kommen, wobei der Bundeskanzler Dr. Engelbert Dollfuß ermordet wurde. Schließlich marschierten am 12. März 1938 deutsche Truppen gewaltsam in Österreich ein. Durch den sogenannten „Anschluss“ nahm die 1. Republik Österreich ein Ende. Von einem Teil der Bevölkerung

wurde diese Entwicklung jubelnd begrüßt, von vielen anderen wieder innerlich abgelehnt. Jedenfalls ging damit ein tiefer weltanschaulicher Riss auch durch unsere Gemeinde Fieberbrunn. Nach einer kurzen wirtschaftlichen Scheinblüte wurde am 1. September 1939 der Zweite Weltkrieg durch einen Angriff auf Polen ausgelöst, tobte weiter bis zum 8. Mai 1945 und endete mit einer totalen Niederlage „Großdeutschlands“. Österreich wurde durch den Einmarsch der vier Besatzungsmächte für zehn Jahre besetzt, aber als selbständiger Staat (2. Republik) wiedererrichtet. Vor diesem zeitgeschichtlichen Hintergrund spielte sich das Leben in einer Tiroler Gemeinde wie Fieberbrunn ab, und auch in dieses Leben wirkten die äußeren politischen und später kriegerischen Ereignisse natürlich stark hinein.



Kaspar Hain mit seinem Studienfreund Gottlieb Maurer, später Arzt in Fieberbrunn. Beide hatten auch dann noch (auch wegen ihrer gemeinsamen Ablehnung des Nationalsozialismus) engen Kontakt.

Kaspar Hain wurde am 18. Jänner 1882 in St. Ulrich am Pillersee als Sohn des Neuhausbauern geboren. Bis zu seinem 17. Lebensjahr wuchs er ganz in bäuerlichen Verhältnissen auf, arbeitete zu Haus und in Rechensau in der Landwirtschaft mit. Die Kindheit und Jugend prägten ihn sehr. Er war ein eher ernster, strenger Mann, sprach kurz und bündig. Aber zeitlebens konnte er die trocken-spöttische Art des echten „Puiaseers“, die „g'fraune Weis oder Red“ nicht ablegen. Viele Leute schätzten ihn als

„g'raden Michl“ und einen der ihren. Ander wiederum lehnten ihn wegen seiner Strenge und Unnachgiebigkeit auch ab. Eine sicher überlieferte Anekdote illustriert dies recht eindringlich: Eine Frau ging zum Pfarrer und bat ihn um Auskunft über die Gottesdienstzeiten am nächsten Sonntag in Maria Kirchental. Man wollte dorthin eine Wallfahrt, wie alljährlich üblich, unternehmen. Kaspar Hain gab zwar Auskunft, fügte dann aber noch kurz angebunden hinzu: „Geht's dâ öfter kirchen, nå braucht's nit weiß Gott wo hi'stiern!“

Kaspar Hain absolvierte seine Gymnasialzeit und das Theologiestudium als fleißiger und begabter junger Mann in nur zehn Jahren von 1899 an. 1909 wurde er im Dom von Salzburg zum Priester geweiht.

Es folgten Jahre als Kooperator in Alpach, Kundl, Erl und Kufstein. von 1925 bis 1934 wirkte er als Pfarrer in Häring. Im politisch explosiven 34-er Jahr trat er sein Amt in Fieberbrunn an. Seine Schwester Maria Hain führte ihm als Köchin den Haushalt. Marianne Edenhauser, vulgo Pfarrhäusl-Marianne, war als Hausgehilfin im Pfarrhof beschäftigt.

Mit der Übernahme der Macht durch die Nationalsozialisten 1938 begannen auch kleinere und größere Repressionen gegen die Kirche und Vertreter des alten „Systems“. Der hochangesehene und verdienstvoll über 20 Jahre in Fieberbrunn wirkende Oberlehrer Josef Schwarz musste über Nacht samt seiner vielköpfigen Familie seinen Posten verlassen, kehrte leider nie mehr nach Fieberbrunn zurück. Als begabter Musiker hatte er natürlich auch den Organistendienst versehen. Nun trat auch hier eine schmerzliche Lücke auf. Pfarrer Hain versorgte seine Angestellte, die Pfarrhäusl-Marianne, mit Noten und Literatur und befahl ihr, das Orgelspiel zu erlernen. Mit viel Mühe aber auch Begeisterung gelang das und so schlägt unsere Marianne auch heute noch an Werktagen bei Messen und Ämtern die Kirchenorgel. Der politische Druck auf den Pfarrer verstärkte sich aber weiter. Jede öffentliche Manifestation kirchlichen Lebens wie Prozessionen und dergleichen waren verboten. Im Mai 1939 sollte der damalige Fürsterzbischof von Salzburg Sigismund Waitz zu Visitation und Firmung eintreffen. Seit eh und je wurde bei uns der Bischof am Samstag Nachmittag vor der Johan-

neskapelle festlich empfangen. Nun sollte das auf einmal verboten sein. Pfarrer Hain in seiner aufrechten und unerschrockenen Art führte den öffentlichen Empfang trotzdem durch. Das war natürlich ein klarer Affront gegen die damals herrschenden Machthaber. Aufmerksame Zeitzeugen konnten beobachten, wie während des Bischofsempfangs zwei fremde Männer in schwarzen Ledermänteln neben der Johanneskapelle am Baderbachl auf und ab spazierten. Es handelte sich um die gefürchtete Geheime Staatspolizei (GESTAPO). Die Firmung ging in weiterer Folge in üblicher Form am Wochenende vor sich. Offensichtlich wollten die neuen Herrn kein besonderes Aufsehen erregen. Der Schlag erfolgte später und „unauffällig“. Dazu ein Zitat aus der Fieberbrunner Gendarmeriechronik: „Hain Kaspar, Pfarrer. Am 18. Mai 1939 zwischen 21.00 und 21.30 Uhr wurde Pfarrer Kaspar Hain von der Geheimen Staatspolizei Innsbruck in Fieberbrunn wegen Überschreitung der Empfangserlaubnis des Bischofs anlässlich der Firmung verhaftet und mit dem Kraftwagen nach Innsbruck eingeliefert. Am 27. Mai 1939 kam Hain von seiner Verhaftung nach Innsbruck zurück, wobei keinerlei Empfang veranstaltet wurde.“ Frau Marianne Edenhauser erinnert sich noch heute, wie sie in der stockdunklen Nacht mit der Pfarrerköchin Marie voller Angst nach St. Jakob i.H. eilte, um dem Bischof, der ja dort am nächsten Tag firmen sollte, von der Verhaftung des Pfarrers zu berichten. Die relativ kurze Haft deutet aus heutiger Sicht darauf hin, dass es sich lediglich um einen „Schuss vor den Bug“ handelte. Der Pfarrer sollte gewarnt und für die Zukunft mundtot gemacht werden. In zahlreichen anderen Fällen aus der damaligen Zeit endeten solche Vorfälle im KZ.



Außerdem spielte sich hier noch ein anderer Vorfall ab, der die nationalsozialistischen Machthaber vielleicht zur Vorsicht mahnte. Eine Gruppe von Pfaffenschwendter Bäuerinnen fuhr in den Tagen nach seiner Verhaftung zum Kreisleiter nach Kitzbühel, um die Freilassung des Pfarrers zu fordern. Dabei ging es lautstark, von offizieller Seite auch bedrohlich zu. Boar-Steff (Wimmer, Rotache) verfasste dazu ein spöttisches Gedicht, das uns in den Sammlung des Heimatvereins vorliegt.

In den folgenden Kriegsjahren versah Kaspar Hain relativ ungehindert als Pfarrer seinen Dienst. Wahrscheinlich war er vorsichtig genug, die staatli-

che Obrigkeit nicht mehr herauszufordern. Allerdings wusste jeder in Fieberbrunn, welchen persönlichen Standpunkt er zu den Zeitereignissen einnahm. Der Verfasser dieser Zeilen erlebte Pfarrer Hain im Religionsunterricht, bei der Erstkommunion und Firmung 1944. Er war in der Schule streng, hielt auf straffe Disziplin, unterrichtete aber auch sehr interessant und anschaulich. Jedenfalls vermittelte er uns ein exaktes religiöses Wissen, das allein durch Memorieren (= Auswendiglernen) angeeignet wurde und bis heute sitzt. Es beeindruckte uns sehr, wenn er uns nach der Erstkommunion, angetan mit elegantem altmodischem Halbzyylinder, Gehrock und Handschuhen, herunterführte zum Brennsteiner und mit Würstlsuppe und Kracherl bewirten ließ.

Ohne großes Aufsehen, aber sehr wirkungsvoll, kümmerte er sich laut Berichten um sozial Schwache und 1945 um Flüchtlinge. Frau Trude Porsche erzählt noch heute von seiner Intervention, als sie vor ihrer Vertreibung aus der Tschechei brieflich um Hilfe bat.

Nicht lange konnte Pfarrer Hain nach dem Krieg noch in Freiheit wirken. Am Stefanitag 1945, ich kann mich noch heute daran erinnern, hielt er eine letzte beeindruckende Predigt über den ersten Märtyrer der Kirche, wurde dann rasch bettlägrig und starb am 29. Jänner 1946 im Alter von erst 64 Jahren. Er ruht im Priestergrab am Fieberbrunner Friedhof.



Das Marterl im Schmiedgraben

Richard Mitterer

Wenn man von St. Ulrich a.P. aus durch das Grieseltal einwärts wandert, zweigt bald einmal nach rechts der wilde Schmiedgraben ab, der in seinem Oberlauf zur Niederkaseralm führt. Dieser Graben ist kaum erschlossen und vor allem im Frühjahr oder Herbst von urtümlicher Schönheit. Vom Hof Hals aus führt ein schmaler Steig hinein, der aber wegen seiner Gefährlichkeit für ungeübte Wanderer bewusst nicht markiert ist. an schwierigen Stellen sind Sicherungshilfen angebracht.

An diesem Steig in 1235 m Seehöhe kann man auf einer Gedenktafel folgendes lesen:



Diese in schlechtem Zustand befindliche Tafel war an einem dünnen Baum befestigt. Georg Modersbacher ließ sie neu anfertigen und montierte sie an einem danebenstehenden Baum.

Nach alten Überlieferungen kam der noch junge Holzknecht mit seinem Schlitten aus der Spur und stürzte samt der Fuhre in die Schlucht. Wenn man das Marterl liest und das Gelände nebenbei betrachtet, so fragt man sich heute, wie Holzziehen in einem solchen Graben überhaupt möglich war. Das Holz musste einige Male abgeladen und über hohe Wasserfälle geholt werden. Was war das für eine Zeit, in der sich die Menschen mit solch schwerer Arbeit ihren kärglichen Lohn verdienen mussten?



Ein kaputter Transformator in der Asten oder der militärische Dienstweg

Hans Edelmaier

Die Schießbahn Asten bezog zum Betrieb der Scheibenzuganlage, der Festen Anlagen sowie der Bunkerbeleuchtung Strom und der ging über einen Transformator im Beobachtungsbunker. Eines Tages im Jahr 1987 gab dieser Trafo seinen Geist auf und wir schickten so wie immer eine Schadensmeldung an die PVE¹ nach Wien. Der Ingenieur, der die Reparatur solcher Dinge besorgte, befand sich aber in der Pensionsvorbereitung, einen anderen Mann mit entsprechenden Kenntnissen gab es nicht und flugs wurde mittels Erlass die FMI in Salzburg für zuständig beföhlen. Kein Problem, Schadensmeldung also dorthin. Doch ein Problem, antwortete die FMI: Sie sei nur befugt, Schwachstromgeräte zu behandeln, Starkstromtransformatoren wie unseren dürfe nur die PVE reparieren, so sei das nun einmal festgelegt und daran ändere ein Huschpfuschbescheid aus Wien auch nichts.

Das machte die Situation schwierig, aber die militärische Führung hat sofort reagiert und in Hochfilzen eine Kommission zusammengeholt, die die Sachlage prüfen und Vorschläge für eine Lösung erarbeiten sollte – kommt Ihnen das bekannt vor? Aus ganz Österreich (Schwergewicht Bundeshauptstadt) sind die Sachverständigen angereist und ich hätte nie im Leben geglaubt, dass derart viele Offiziere in höchsten Rängen für unseren armen Trafo zuständig sein könnten². Die Kommission tagte im Kasino, das buchstäblich aus allen Nähten platzte, und kam zu einem niederschmetternden Ergebnis: Dieser Trafo war nicht bekennziffert! Ohne Kennziffer scheint er nicht im Bestand der Bundesverwaltung auf – kurzum: er gehört uns gar nicht – und kann daher auch nicht repariert werden, weil hier Privateigentum aus Budgetmitteln saniert würde und das wäre blütenreine Korruption! Die hohen Herren reisten in ihre Wirkungsstätten zurück: Leider nichts zu machen. Auf die Idee, nachträglich eine Bekennzifferung vorzunehmen, ist von diesen Obergescheiten keiner gekommen. Und wir sahen unseren Schießplatz in die Steinzeit zurücksinken.

Doch unverhofft kommt oft: Der genannte Ingenieur der PVE machte seine Pensionsrundreise, um sich persönlich von all jenen herzlich zu verabschieden, die ihm in seiner Dienstzeit Arbeit gemacht hatten und mit einer Bereisung die Härten des Dienstes langsam ausklingen zu lassen. Er ist natürlich auch nach Hochfilzen gekommen und wir haben

ihm unser Leid geklagt. Seufzend hat er sich der Sache angenommen und uns versprochen, irgendwie eine Reparatur zuwege zu bringen, wenn wir den Trafo nach Wien schafften.



Also doch eine Lösung. Weit gefehlt! Die kuriose Sachlage hat natürlich alle geärgert und es regte sich passiver Widerstand gegen den massierten Erlassblödsinn. Erst einmal musste der Trafo abgebaut werden, wozu das Stromkabel abzuklemmen und mit einem Franzosen vier Muttern zu lösen waren. Wer macht das? Ein Elektriker muss es sein, belehrte uns der Personalvertreter. Am TÜPI gibt es keinen – oder doch? Heinz Raffel war Schießanlagenwart und hat privat in Abendkursen eine Lehre als Elektriker absolviert. Als er zur zweitägigen Gesellenprüfung nach Salzburg musste, hat er um Genehmigung angesucht, als VB des Bundesheeres in einer Salzburger Kaserne nächtigen zu dürfen. Das wurde abgelehnt, weil die Ablegung seiner Gesellenprüfung nicht im Interesse des Dienstes lag. Und jetzt verweigerte er – durchaus nicht ohne Konsequenz – die Demontage des Trafos.

Manfred Obermoser war auch Elektriker, aber an den Trafo durfte nur einer ran, der einen Dienstposten als Elektriker bekleidete und nicht einer, der lediglich sein Fach beherrschte.

Wir standen wieder am Beginn. Irgendwer, der von der Tragweite der Angelegenheit nichts wusste, hat den Trafo einfach abgeschraubt und in einer Kiste vor die Garage gestellt. Dort stand sie zwei Wochen lang, ehe der TÜPI-Kommandant drüber stolperte und erfahren musste, dass mit dem Trafo noch immer nichts weitergegangen war. Sofort wurde der KUO Ernst Gießner herbeizitiert, um das gute Stück stante pede mit dem Auto nach Wien zu schaffen. Privateigentum mit Heeresfahrzeug? Süffisant hat der Ernst abgelehnt und gegen sein Argument ließ sich auch mit harschen Befehlen nicht ankommen.

So schien es die beste Lösung zu sein, den Trafo mit der Bundesbahn zu schicken. Auch nicht optimal, weil zwar das Transportgut mit falscher Dekla-

¹ PVE = Prüf- und Versuchsanstalt für Elektrogeräte

² Auch in der Unart, Besprechungen statt Befehlsausgaben abzuhalten, war der TÜPI Vorreiter im Bundesheer.

rierung zu tarnen war und die Transportkosten dem Bundesheer aufdividiert werden konnten, aber es musste zuvor ein Frachtbrief gelöst werden und der kostete einen Schilling sechzig. Wer greift in seine Tasche?

Ein Grundwehrdiener hat es getan, weil ihm das ganze Theater auf die Nerven gegangen ist. Soviel zu „Flexibilität“ und „Truppennähe“, die auch damals schon in den Selbstdarstellungen des Bundesheeres unermüdlich gepredigt wurden.

Der Trafo wurde tatsächlich repariert und wieder zurückgeschickt – das Problem war aber noch immer nicht zu Ende! Bei weitem nicht! Die Transportkiste war eingedrückt und das verhiess nichts Gutes. Als man ihn ausgepackt hat, musste man feststellen, dass ein Isolator zerbrochen und das Klemmbrett verbogen war. Nachdem man hier eine Mitschuld des TÜPI ausschließen zu können glaubte, machte man sich forsch auf die Suche nach dem Schuldigen. Der Bahnhofvorstand wurde vergattert, der konnte aber glaubhaft machen, dass ihn das nichts anging.

Im Gegenteil wies er darauf hin, dass die Versandkiste bei seiner Beschau anlässlich der Entladung eindeutig unversehrt war und sich die Beschädigung beim Transport vom Bahnhof zum TÜPI ereignet haben musste, mithin unter der Ägide des Bundesheeres. Angesichts dieser beunruhigenden Entwicklung, welche die Angelegenheit nahm, wurde das Bundesheer kleinlaut und hakte die Sache als unlösbar ab.

Jetzt aber war es zuviel: Manfred Obermoser hat alle Gesetze und Schutzvorschriften verletzt, bei der FMI angerufen, ob sie die nötigen Ersatzteile als Schwarzbestand vorrätig hätten, was bei einer guten Werkstatt selbstverständlich ist. Die Teile sind gekommen, illegal montiert worden und der Trafo wurde ebenfalls illegal wieder im Asten-Bunker angeschraubt. Danach hat er weiter seinen Dienst getan, als wäre nichts geschehen und er hat loyal weitergedient, obwohl er dem Bundesheer gar nicht gehörte. Aber das Kabarett hat zwei Jahre gedauert und deutlich gemacht, wozu es führen kann, wenn man den Dienstweg beschreitet, der einer alten Beamtenweisheit gemäß „die kürzeste Verbindung zwischen Holzweg und Sackgasse“ ist.



Pillerseer Mundart

gesammelt von Hans Jakob Schroll

blènaggln	blinzeln
bokstar	sehr steif
gigitsn	stottern
goita	grobe Steppdecke, Bettdecke
kluag, a kluage stimm	hell fein, eine helle Stimme
ôalach	einfach, nicht doppelt
punzat	kugelförmig dick
pôuzei	nettes, liebliches, kleines mädchen, etwas mollig
gâschpansäch (gâšpansäch)	ein Thema, bei dem es um sexuelle Dinge geht und das nicht für alle bestimmt ist. Auch: reischpiseit und schindln aufn dâch haben die gleiche Bedeutung
goaßschwoaf-hèch	luftige Höhe, luftiger Bergrücken
sappradi	man ist sehr überrascht
sâgnfeia	Kohlmeise
an wundaschèèn tschmârganst ôi gnôut	einen wunderschönen guten Morgen alle miteinander
zârg, wôidzârg	eine vorstehend Kante, Waldrand
plôin	schlagen, Prügel verteilen
küifn	an einem Knochen nagen, an einem schwierigen Problem oder einer schwierigen Aufgabe arbeiten
schnurfè	weinerliche Frau, eine Frau die ihre Nase überall hineinsteckt
bôukirch	Kirchenempore

Alte Orts- und Flurnamen aus dem Pillersee

Hans Jakob Schroll

Poidl, Point, Poid(t):

Die *Peunt* (*Pai~t, Poi~t, Pui~t* (das ~ zeichnet für ein unausgesprochenes n), bezeichnet lt. Schmeller's Bayerisches Wörterbuch Seite 395, ein Grundstück, das ohne ein Garten zu sein, dem Gemeinde-Viehtrieb verschlossen werden kann, oder darauf das Recht liegt, es eingefriedigt oder nicht eingefriedigt, zu jeder beliebigen Art Ackerfrüchte, oder, was sehr oft geschieht, bloß zu Gras zu benutzen. Hie und da werden auch die, bloß für die Dauer eines Sommers im Bräch (TRÄT=) Feld zum Anbau von Flachs (Hâr), Erdäpfeln eingezäunten Äcker *Peunten* genannt. Wo auch der Flur *Hârpoint* herrührt.

In Schmeller's Bayerisches Wörterbuch Seite 677 wird nachfolgender Flur so beschrieben. Der Name Trapp kommt sicher von „Die TRAT“ (*Tråd*), jener Teil einer Feldflur, welcher nach der, wie man aus dem nachfolgenden Zitate sieht, schon wenigstens seit 600 Jahren landüblichen „Dreyfelderwirtschaft“ jedes Jahr un bebaut und dem Viehtrieb offen bleibt, das Brachfeld (*Brächfeid*), die (*Bräche*);ahd. *trata*, mhd. *trate*.

Im Wörterbuch zur Familien- und Heimatforschung in Bayern und Österreich von Reinhard Riepl Seite 408, wird es genauso beschrieben.

Der Flurname Point, Poid(t) kommt im Pillersee des Öfteren vor.

Hârpoint dreimahdige Flur der Niedermoser Kathrin, St. Jakob i. Haus

Trâppoid(t) dreimahdige Flur des Reiter Alois, Recherbauer, St. Jakob i. Haus (>recher< leitet sich wahrscheinlich vom weiblichen Reh ab. FW¹, Seite 462, TFNK², Seite 437)

Poid(t)l ein besonderes Fleckerl der Walzl Katharina, Stefflerbauer Schönau Pertrach, Fieberbrunn

Moospoint Familie Maria und Johann Foidl, Obwall, Fieberbrunn

Rosspoit im Besitz der Marktgemeinde und betrifft das Gut Traggstätt in, Fieberbrunn (>tragstätt< 1377 als *drechselstet*, das Drechsler bedeutet. FW¹, Seite 577)

Poid(t) Familie Trixl. Lackenbauer, Fieberbrunn

Riapuid zweimahdiger Flur des Johann Schwaiger, Rettenwandbauer, Fieberbrunn

Poid(t)l zweimahdiger Flur der Familie Schipflinger, Bärfeld, Fieberbrunn

Poid(t) zweimahdige Flur des Soder Stefan, Jagglbauer, Hochfilzen

Woa:z:poïd(t)l zweimahdiger Flur, wo früher Weizen angebaut wurde; Besitzer: Danzl Günter, Obereggbauer, Hochfilzen

Weberpoint im Ortsteil Weisleiten in St. Ulrich

Poid(t)l im Ortsteil Wieben in St. Ulrich

¹Tiroler Ortsnamenkunde I-III von Karl Finsterwalder

²Tiroler Familiennamenskunde von Karl Finsterwalder

bôid da spuïberg umfôit

1. bôid da spuïberg umfôit, daß kråd d´wuschtsn aufschnôit,
bôid da cheamsee â:brint, diandl, liab i di gschwind.
bôid da cheamsee â:brint und bist dôscht no nid dâ,
diandl dêrfst da´s schô denkn, du gehst ma nit â,
diandl dêrfst da´s schô denkn, du gehst ma nit â.
2. mei diandl, dâs hun i kråd derèntweg´n gea(r)n,
bôid i hikim aufs fenstal, âft hâts mi in ea(r)n,
bôid i geh, âft sâggs: bua pfiat di god bei da hând
und i sich ia treus heaschtsal schô u üwas gwând
und wânn eppa wâs siag driwa, dâs tat ma ânt¹

¹ das tâte mir leid

Aus Blattl = Lieder v. Christian Blattl (1805 – 1865), Verlag Georg Blattl, Saalfelden



Zeitzeugenbefragung

Hedwig Brandtner (geb. Trixl) aus St. Jakob i.H.

aufgezeichnet von Angela Spiegl und
Brigitte Hinterholzer



Ich möchte mich gerne vorstellen: Ich, Hedwig Brandtner komme aus St. Jakob i. H., wurde 1930 geboren und wuchs in einer sehr armen Zeit auf. Mein Vater „Trixl Seppi“ war Zimmermann von Beruf, meine Mutter, Trixl Hedwig, war Hausfrau und versorgte neben der eigenen Familie im Laufe der Jahre zwölf Pflegekinder, die aber später wieder zu ihren Eltern zurückkamen.. Auch hatte sie schon seit 1927 Gäste beherbergt. Diese frühstückten bei der Hauserwirtin (Kantner), die die Unterkünfte organisierte. Zu unserer Familie gehörten auch unser Großvater Sebastian Guggenberger und meine Schwester Magdalena, die während des 2. Weltkrieges an Leukämie starb.

Meine Schulzeit

In St. Jakob wurde nach dem Anschluss 1938 eine Adolf-Hitler-Eiche gepflanzt, weil die Abstimmung in St. Jakob zu 100% mit einem JA ausgefallen war. Sie stand eingezäunt ungefähr dort, wo jetzt der Dorfbrunnen steht. In allen Gemeinden mit diesem Wahlergebnis wurde eine „Adolf Hitler Eiche“ gepflanzt und dies war ein fast heiliger Akt. Ich kann mich erinnern, dass wir Schüler alle Habt Acht standen. Sehr gut gewachsen ist die Eiche nicht, sie wurde später dann auch schnell entfernt.

Zu Kriegsbeginn waren noch Sommerfrischler aus Wien in St. Jakob, diese sammelten auch viele Beeren und Pilze, die sie in Blechdosen á 5 Liter per Bahnexpress nach Hause schickten. Wir Kinder verkauften übrige Beeren zu 20 Pfennig/Liter an diese Gäste.

Ich ging sehr gerne zur Schule und war sehr traurig als ich die Pflichtschule abgeschlossen hatte. Meine Schulzeit fiel zum Großteil in die NS- und Kriegszeit. Meine Lehrerin Maria Fuchs hatte bei den Ursulinen in Salzburg ihre Ausbildung gemacht.

Ihr wurde das Leben von der nationalsozialistischen Schulbehörde schwer gemacht, weil sie sich zur katholischen Kirche bekannte. Sie hatte über 60 Schüler, das waren alle Klassen – am Vormittag die Großen, nachmittags die Kleinen. In der Schule und zu Hause schrieben wir Briefe an die Soldaten aus der eigenen Familie und Nachbarschaft, aber auch an Unbekannte. Ich stand dadurch länger Zeit in Briefkontakt mit einem Pfarrer (Sanitäter), der dann gefallen ist. Für die Soldaten an der Front mussten wir im Handarbeitsunterricht Socken, Handschuhe und Ohrenschützer stricken. Die Wolle wurde von den Bäuerinnen zur Verfügung gestellt. Wir Schüler wurden auch eingeteilt zum Sammeln von Kartoffelkäfern, die sonst große Ernteschäden angerichtet hätten. Außerdem gab es Tage, an denen wir statt des Unterrichts auf der Hohen Scharte Phosphor-Streubombenstäbchen (ca. 15cm lang/2cm Durchmesser) einsammeln mussten. Diese hätten Wald- oder Wiesenbrände auslösen können.



vorne links Hedwig Trixl, rechts Rosa Kapeller
Mitte links Lena Trixl, rechts Bodenschuster-Maria
hinten Sommergast mit Unterholz-Greti

Groß gefeiert wurde in der Schule auf Anordnung des Regimes der Muttertag. Neben Gedichten, Liedern und Ansprachen des Ortsgruppenleiters wurde die Mutterkreuzverleihung vorgenommen. Das heißt, eine Mutter mit vier und fünf Kindern bekam eine Anerkennung, bis sieben Kinder gab es

das silberne und ab acht Kindern das goldene Mutterkreuz.

1941 kamen einige Südtiroler Familien nach St. Jakob. Man versprach den Südtirolern damals, dass die Männer nicht in den Krieg ziehen müssten, als sie dann aber eingebürgert waren, mussten auch sie einrücken. Die Namen an die ich mich noch erinnern kann waren Zöggeler, Nitz, Gerstl, Gufler und Gluderer. Das waren alles sehr kinderreiche Familien. Nachkommen der Familie Nitz und Zöggeler leben heute noch in St. Jakob. Von der Familie Gerstl lebt noch die Anna (verh. Wieser). Was mit den anderen geschehen ist weiß ich nicht. Die großen Buben der Familie Zöggeler mussten bei uns noch in die Schule gehen um Hochdeutsch zu lernen und später auch noch einrücken. Die Zöggeler wohnten beim „Reiterbauern Eibl“. Das war eine armselige Behausung für so eine große Familie, ich glaube, sie hatten elf Kinder. Die Familie Nitz war beim Wimmerbauern im ersten Stock untergebracht. Die Familie Gluderer war beim Simmair. Die Bauern wurden verpflichtet diese Menschen aufzunehmen. Einige Auswanderer, die ihr Hab und Gut verkauft hatten, verfügten auch über etwas Geld, um sich etwas Neues aufzubauen.



Villa Buchenstein

1942 im Februar wurden die Glocken eingezogen. Sie wurden abgeseilt und auf Schlitten aus dem Friedhof gezogen. Das war ein schwarzer Tag für die ganze Gemeinde. Alle Anwesenden standen da und weinten. Nur die Sterbeglocke blieb und wurde geläutet, wenn wieder einer sein Leben im Krieg verlor.

Milch bekamen wir öfters von den Bauern, bei denen meine Mutter in der Landwirtschaft half. Um die Versorgung aufrecht zu halten, wurden die Hausfrauen während des Krieges einem Bauernhof zugeteilt um dort zu helfen. Dafür bekamen sie Lebensmittel und auch Geld, das aber damals nicht so viel wert war wie etwas Essbares. Eine Kriegswitwe

war zu „Müllnern“ zugeteilt, auch mein Großvater half dort oft aus. Eines Tages war mein Großvater krank und ich musste statt ihm beim Heuen helfen. Beim Einbringen des Heus ist die Kuh, die als Zugtier diente, durchgegangen und der alte Bauer wurde am Kopf schwer verletzt. Ich musste dann mit dem Rad nach Fieberbrunn fahren und den Doktor holen. Das war für mich als Schulmädchen keine leichte Aufgabe, denn ich konnte noch nicht besonders gut Rad fahren. Ich schaffte es den Doktor Maurer zu verständigen. Er kam mit einem Fahrrad mit Hilfsmotor zu dem Verletzten und alles ging gut aus. Dr. Maurer war sehr fleißig und verlässlich und deshalb bei der ganzen Bevölkerung beliebt. Er starb 1944, dann hatten wir lange keinen ansässigen Arzt mehr.

An der LBA in Mayrhofen

Frau Fuchs setzte sich sehr dafür ein, dass ich in die Lehrerbildungsanstalt kam. Sie sagte immer: „Hedwig du gibst a guate Lehrerin ab, du packst des scho!“ Im Herbst 1944, damals war ich 14 Jahre alt, kam ich dann nach Mayrhofen im Zillertal. Die LBA (Lehrerbildungsanstalt) war während des Krieges wegen der Bombenangriffe aus Innsbruck evakuiert und nach Mayrhofen verlegt worden. Unsere Direktorin war eine sehr stattliche große Frau, die vom Nazitum sehr angeatan war. Als der Krieg aus war, beging sie Selbstmord.

Wir waren in Hotels untergebracht, unsere Schulklasse war im Hotel Strass einquartiert. Meine Kolleginnen kamen aus ganz Tirol sowie Kärnten. Rosa Würtl („Pinzger-Rose“) und Anna Ackermann („Eiblberg-Anna“) waren in einer höheren Klasse auch in Mayrhofen. Durch die verschiedenen Dialekte kam es anfangs zu Verständigungsschwierigkeiten.

Ein strenger Winter zog ins Land und im Jänner starb in St.

Jakob das jüngste Mädchen von Schuster Max und Annei, zu dessen Begräbnis ich als Nachbarin nach Hause fahren durfte. Mit Sahat Moidl die ins Zillertal geheiratet hatte, fuhr ich mit dem Zug nach Fieberbrunn. Ich werde nie vergessen, wie wir über den „Bahnhofbichl“ heraufgingen und wie über uns massenhaft Flieger in Formation Richtung München zogen. Es dauerte nicht lange, da hörten wir schon das Grollen von den Bombeneinschlägen, im Radio wurde schon bald vom Angriff auf München berichtet.

Noch einmal im Jänner durfte ich heim, da mein Vater auf Urlaub zu Hause war, praktisch vor dem letzten Aufgebot. Mein Vater war mit 56 Jahren der

älteste Hauserer, der zum Kriegsdienst eingezogen wurde. Im April schrieb meine Mutter der Schuldirektorin, dass ich zu Hause dringend für ein paar Wochen gebraucht würde, da meine Schwester todkrank war. Der Heimurlaub wurde bewilligt und ich begab mich mit dem Allernotwendigsten in Richtung Heimat. In Brixlegg war die Eisenbahnbrücke gesprengt und ich musste mit einer Art Floss über den Inn, die Züge gingen dann zwar weiter, die Bahnhöfe waren verheerend zerbombt, trotzdem kam ich gut heim. Die Krankheit meiner Schwester nannte man damals „Blutauszehrung“, heute spricht man von Leukämie. Beim Eiblberg hatten sie einen alten, fetten Hund für Lena geschlachtet und wir haben das Fett ausgelassen und lange damit gekocht, denn man sagte damals, dass fettreiche Kost gut für solche Krankheitsfälle sei. Beim Essen hat man nichts gemerkt, aber der Geruch beim Kochen war schon eigenartig. Am ehesten ging das Fett für Gebackenes.

Im Krankenhaus schilderte eine Mutter dem damaligen Primar Dr. Angerer den Zustand meiner Schwester. Dieser sagte zu ihr: „Liebe Frau Trixl, so wie sie mir das erzählen, kann ich nur sagen, behalten sie ihre Tochter daheim, denn sterben kann sie auch dort.“ Meine Schwester starb am 05. Mai 1945. Wegen der unsicheren Lage (absehbares Kriegsende) war das Begräbnis bereits zwei Tage später, deshalb konnten keine Verwandten von weiter her kommen.

Meine Mutter bestand gleich nach der Beerdigung darauf, dass ich meine Sachen in Mayrhofen holte. Bei 30 cm Schnee stapfte ich in aller Früh zum Bahnhof. Der ganze Warteraum war voller schlafender Menschen. Als ich nach Mayrhofen kam, waren alle meine Habseligkeiten weg und das Hotel voller Flüchtlinge. Für die damalige Zeit war das ein großer Verlust, da es keinen Stoff und keine Kleidung zu kaufen gab. So war meine Fahrt umsonst und erst spät in der Nacht kam ich nach Fieberbrunn zurück und musste voller Angst noch durch den Moosbach heraufgehen. Man sah nirgends Licht - alle Fenster mussten völlig verdunkelt sein, damit aus der Luft keine Ortschaften geortet werden konnten.

Ich konnte später meine Lehrerausbildung leider nicht fortsetzen.

Kriegsende und Nachkriegszeit

Die Bevölkerung war damals völlig verunsichert und in Aufruhr. Jeder wusste insgeheim, dass der Krieg verloren war, dennoch traute sich keiner darüber zu reden. Man hörte, dass die Amerikaner schon im Land waren und keiner wusste, was den Menschen bevorstehen würde. Militär, das sich auf dem Rückzug befand, durchquerte marschierend und mit Fahrzeugen unsere Heimat. Fast in jedem Haus an der Straße wurde Militär einquartiert. Bei

uns zu Hause befand sich Anfang Mai für ein paar Nächte ein Majorsstab mit einigen Soldaten.

Wir hatten in St. Jakob viele Flüchtlinge aus Deutschland und Wien. Einige waren im alten Schulhaus untergebracht. Sie mussten dort ziemlich armselig hausen. Es waren vorwiegend Mütter mit Kindern, die über den Sommer hinweg in St. Jakob blieben und so recht und schlecht durchkamen. Da einige keine Möglichkeit hatten, ihre Wäsche zu waschen, verrichteten sie diese Arbeit bei uns im Haus. Meine Mutter hatte immer einen großen Garten und für die bettelnden Flüchtlinge immer etwas übrig. Im Garten hatten wir Zuckerrüben (Sirup), Gerste, Kartoffel, Bohnen, Fisolen und Kraut angebaut. Die Gerste ergab nahrhafte Suppe und war sehr begehrt. Großen Wert hatten auch alle Arten von Beeren, die es in rauen Mengen gab. Auch sammelten wir viele Pilze.

Beim Hauserwirt war eine ganze Schulklasse mit zwei Professorinnen untergebracht. Eine Professorin organisierte einen Englischkurs, in dem wir die wichtigsten Grundkenntnisse lernten. Bei uns war eine Kriegswitwe mit einer 16-jähriger Tochter untergebracht die auch Englisch konnte. Eines Abends saßen wir gemeinsam auf dem Balkon und sangen. Es herrschte Ausgangssperre ab 8 Uhr. Zwei Amerikaner gingen mit Gewehr Patrouille und setzten sich zu uns. Sie waren sehr angetan von unserem Gesang, wir waren uns beide sicher, dass diese Soldaten Heimweh hatten, denn sie waren sehr gerührt. Die Amerikaner in unserem Dorf haben sich überhaupt sehr gesittet verhalten. Es gab in unserer Familie nur einen Zwischenfall. Wir waren bei der Gartenarbeit, die Amerikaner campierten unterhalb vom Pfarrhof. Einer von ihnen konnte Deutsch und sagte zu meiner Mutter: „Jetzt ist euer Hitler tot, jetzt seid ihr alleine“. Meine Mutter sagte darauf: „Ja, das stimmt, aber wir sind trotzdem Deutsche und müssen weiterleben.“ Diese Aussage wurde unserer Familie sehr übel genommen. Die Amerikaner nahmen daraufhin unsere Stube in Beschlag bis ein serbischer Kriegsgefangener zu uns kam, um unsere kaputte Uhr zu reparieren. Dieser unterhielt sich mit einem der Besatzer, erzählte ihm, dass meine Mami immer etwas für die Gefangenen und Flüchtlinge übrig hatte und eine gute Frau sei. Von da an meinten es die Amerikaner gut mit uns, wir bekamen weißes Brot, Sojabohnen und Roastbeef in Dosen usw.

Zu Kriegsende hausten eben auch ca. ein halbes Jahr Zwangsarbeit aus dem damaligen Serbien in der Waschküche im alten Schulhaus. Dort war es sehr feucht und kaum heizbar – es war nur ein kleiner Eisenofen vorhanden. Schlafen mussten sie auf einfachen Pritschen. Ein Kärntner namens Martin war ihnen als Bewacher zugeteilt. Danach durften sie bei jenen Bauern wohnen, wo sie zum Dienst eingeteilt waren: Hörl (2 Mann), Pletzern (1 Mann), San-

haten (2 Mann), Lehrberg (1 Mann), Reiterbauer (1 Mann), Wimmern (1 Mann), Pinsgern (1 Mann).



Die Kriegsgefangenen: Ilija, Vladimir, 2x Milos, Boro, Velimir, Dušan, Shiko

Am Anfang war es strengstens verboten, mit den Gefangenen zu sprechen, das wurde aber lockerer, denn sie mussten ja mit den Bauersleuten reden. Meine Mutter hatte gute Kontakte zu Gästen aus Wien, mit deren Hilfe wir eine Grammatik für Serbisch - Deutsch bekamen. Der damalige Lehrer namens Pürstel gab den Serben heimlich Unterricht, sodass die Verständigung mit der Bevölkerung bald halbwegs funktionierte. Wir wurden damals vom Lehrer Pürstel dazu angehalten, die Gefangenen nicht feindselig zu behandeln, denn sie hatten ja wie unsere Soldaten auch nur ihr Land verteidigt, und wir hofften für unsere Soldaten, die in Gefangenschaft geraten waren, dass auch sie gut behandelt würden. Zu Weihnachten brachte ich ein Bäumchen mit acht Kerzen und für jeden ein Taschentuch ins Schulhaus. Alle hatten eine große Freude. Völlig überraschend waren eines Tages im Herbst 1945 sowohl Flüchtlinge als auch Serben über Nacht fort.

Vor Schulbeginn im Herbst 1945 musste das Schulhaus ausgeräumt und geputzt werden. Diese Arbeit verrichtete meine Mutter. Schon vor dem Krieg war das eine ihrer Beschäftigungen. Diesmal war es aber arg. Das Lagerstroh der Flüchtlinge brachten wir zum Recherbauern als Einstreu, es war voller Flöhe. Wir mussten uns nach der Arbeit außer Haus aus- und anziehen. Zum Putzen und Desinfizieren bekamen wir ein Pulver, dessen penetranten Geruch ich mir noch heute vorstellen kann. Es dauerte einige Zeit, bis die Flöhe ganz ausgerottet waren. Der Holzboden wurde mit Aschenlauge geschrubbt. Bei der gewöhnlichen Putzerei wurde nasses Sägemehl gestreut und gekehrt.

Nach dem Krieg kehrte das normale Leben nur sehr langsam wieder ein. Für jedes Stück Brot oder

auch zur Post mussten wir nach Fieberbrunn. In St. Jakob gab es keine Infrastruktur außer dem kleinen Gemischtwarenladen der „Krummermutter“. Meistens machten wir uns (Schuster Rosa - später Kapeller - und ich) um 4 Uhr früh auf den Weg in die Nachbargemeinde um Nahrungsmittel zu ergattern. Beim „Melcherhäusl“ war ein Schranken, der immer von einem Soldaten bewacht wurde. Wir hatten einen viersprachigen Ausweis, den wir vorzeigen mussten. Als später die Franzosen unsere Gegend besetzten, standen an dem Schranken immer Marokkaner, diese waren für uns besonders unheimlich, weil sie dunkelhäutig waren. Wir waren nie die Ersten, es saßen immer schon andere Leute auf der Treppe vorm Hüttbäck.

Eines Tages warteten wir schon drei Stunden in der Schlange, dann kamen die Franzosen und beschlagnahmten alle vorrätige Butter. Ohne Lebensmittelmarken bekam man nur „Voresen“ (Beuschel), welches in der Milchkanne heimgetragen wurde und mit Kartoffel und Salat angerichtet wurde.

Als der Krieg aus war, kehrte mein Onkel Christa zu Fuß aus Jugoslawien heim und wohnte dann bei uns. Anfangs war er bei schlechter Gesundheit und konnte keiner Arbeit nachgehen. Er kam bald wieder zu Kräften und konnte beim Wiederaufbau der abgebrannten Kröpflalm helfen. Er musste auch zur Entnazifizierung, hatte aber keine Folgen zu tragen. Der ältere Bruder meiner Mutter war vermisst, später erfuhren wir, dass er auf einem Lastwagen durch eine russische Granate starb.

Ich wurde 1946 zu Mitterholz Dirn und habe die Arbeit am Bauernhof von der Pike auf gelernt. Damals wurde alles noch von Hand gearbeitet, es gab keine Maschinen. Im Herbst 1948 ging ich in die Schweiz und arbeitete dort bei einer Familie mit drei Kindern, die eine Gastwirtschaft mit Bauernhof betrieben. Ich musste überall mit anpacken, denn es gab immer viel Arbeit. Ich hatte mit den Nachkommen dieser Familie jahrzehntelang Kontakt. Ebenso in der Schweiz waren aus St. Jakob Rosa Kapeller, Leeb Mali und Wirts Moidl.

1956 bekam ich meinen Sohn Stefan. Ich heiratete 1958 den Haiderbauern, Sepp Brandtner, und lebe seither in Waidring. In den Jahren 1959 bis 1964 wurden meine Kinder Angela, Karl und Josef geboren.

Neujahrsentschuldigungskarten

Eine Form der Sozialhilfe im 19. Jahrhundert

Auch in früheren Zeiten war es üblich, Verwandten und Bekannten alles Gute für das neue Jahr zu wünschen. In den 20-er Jahren des 19. Jahrhunderts entstand im Bürgertum die Idee, sich von dieser oft als lästig empfundenen Pflicht loszukaufen und dabei noch etwas Gutes zu tun. Nach den Napoleonischen Kriegen grassierte in Tirol die Not, die man auf verschiedene Arten zu lindern suchte.

Man erwarb nun also um einen gewissen Betrag, der der Armenhilfe zugute kam, eine sogenannte „Neujahrsentschuldigungskarte“ und wurde in eine Liste aufgenommen, die dann im „Boten für Tirol und Vorarlberg“ veröffentlicht wurde. „Tue Gutes und rede darüber!“ war das Motto auch in jenen Tagen. Diese Karten waren grafisch oft sehr ansprechend gestaltet und sind heute gesuchte Sammelobjekte.

Verschiedentlich wurden diese Karten sogar an die Türen gehängt, um den vorbeiziehenden Bettlern anzuzeigen, dass man seinen Obolus bereits geleistet habe. Ausgehend von der Landeshauptstadt verbreiteten sich diese Karten über die Bezirksstädte auch in die Landgemeinden. Erst im beginnenden 20. Jahrhundert geriet diese Sitte in Vergessenheit.

Aus dem Pillerseegebiet stammt die älteste Liste mit diesen Entschuldigungskarten aus dem Jahre

1842 und listet die Honoratioren der damaligen Zeit auf.

B e r e i c h n i s s derjenigen Litt. Herrn, welche bei dem k. k. Landgerichte Kitzbühel für das Jahr 1842 Ent- schuldigungskarten gelöst haben.

In Fieberbrunn.

131. Herr Johann Kesch, Gemeindefassier.
132. — Johann Foidl, Hützwirth.
133. — Georg Wörgetter, Metzger.
134. — Stephan Wörgetter, Händler.
135. — Franz Herzog, Müller- und Bäckermeister.
136. — Leonhard Trisl.
137. — Johann Schneider, Wirth.
138. — Urban Willinger, Pulverfabrikant.
139. — Jakob Ober, Schaberwirth.
140. — Sebastian Wimmer, k. k. Bergarbeiter.
141. — Joseph Schmelz, Schullehrer.
142. — Leopold Pfestl, Wundarzt.
143. Hochw. Herr Johann Nep. Wolf, Pfarrer.
144. Herr Joseph Arnold, Wirth.
145. — Joseph Ngl, k. k. Berg- und Hüttenamtsverwalter.
146. — Johann v. Schumf, k. k. Kontroffor.
147. — Wilhelm Warner, Dürnift.
148. — Mathias Willauer, Gutsbesitzer zu Hochsitzau.

In St. Jakob.

149. Hochw. Herr Michael Ruedorfer, Vikar.
150. Herr Andrá Willinger, Schullehrer.

In St. Ulrich.

151. Hochw. Herr Nikolaus Ulrich, Vikar.
152. Herr Joseph Flatscher, Strafferwirth.

-HB-

Druck gesponsert von:

Alternative Heizungssysteme
mit Wärmepumpen
mit Sonnenkollektoren
mit Frischwarmwasser

IDM-Energiesysteme GmbH
A-9971 Matriel in Osttirol, Seblas 16-18
Tel.: 04875 6172-0, Fax: 04875 6172-85
E-Mail: team@idm-energie.at
Internet: www.idm-energie.at



Herausgeber und für den Inhalt verantwortlich: Heimatverein Pillersee, Kirchweg 2, 6391 Fieberbrunn
Alle Bilder, soweit nicht anders angegeben: Archiv der Marktgemeinde Fieberbrunn
mail: johann.bachler@gmail.com